

I.

Einleitung.

Wenn man nicht schon längst über die Tendenzen, welche Wallenstein, zumal von der Uebernahme des zweiten Generalates an, verfolgte, zur Klarheit gelangte, so ist das in erster Reihe dem Mangel an Quellenkritik, zum Theil wohl auch der bei aller Reichhaltigkeit der Wallensteinliteratur*) bis in die neueste Zeit sowohl in Bezug auf Vollständigkeit als auf Genauigkeit ziemlich fühlbar gebliebenen Mangelhaftigkeit der Quellenpublication beizumessen. Doch auch die festgewurzelte Meinung von seinem Verrathe trug daran Schuld, denn sie warf überall ihre Schatten hinein. Dazu kam noch die leidige Gewohnheit, an sein Thun und Lassen den Maßstab der Gegenwart anzulegen, während er doch nur als Sohn seiner Zeit und inmitten der Verhältnisse, in welchen er lebte und wirkte, richtig beurtheilt werden kann. Auf diese Weise entzogen sich der Würdigung des Historikers manche Momente, welche bei nicht offen vorliegendem Thatbestande als sogenannte entferntere Beweismittel dem Richter bei Schöpfung seines Urtheils oft wesentlich zu Statten kommen, wie der Charakter des Beschuldigten, sein Vorleben, seine äußeren Lebensumstände u. dgl. m. Belege für das Gesagte würden sich in Menge finden lassen. Hier seien nur einige wenige herausgegriffen.

*) Die Wallenstein-Literatur (1626—1878). Bibliographische Studie von Georg Schmid. Beilage zum I. Hefte, Jahrgang XVII der Mittheilungen des Vereins zur Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag 1878. (Auch in Separatabdruck).

Von seinen Jünglingsjahren an diente Wallenstein dem Kaiserhause. Bereits im Alter von einundzwanzig Jahren treffen wir ihn als Hauptmann über eine Compagnie Fußvolf im Kriege gegen die Türken und gegen Boeskai in Ungarn. Er muß damals schon die Augen auf sich gelenkt haben, denn ihm wurde die Mission zu Theil, im Namen des böhmischen Fußvolkes dem Kaiser und den böhmischen Ständen persönlich die Bitte um Muthilfe für das nothleidende Heer vorzutragen. *) Nach dem Friedensschlusse wollte er in den Niederlanden das Glück versuchen, zu welchem Ende ihm Kaiser Rudolph eine glänzende Empfehlung an den dortigen Statthalter Erzherzog Albert gab. **) Aus den folgenden zehn Lebensjahren kennt man außer seiner ersten Heirath, die den Grund zu seinem Vermögen und dadurch zu seinem Emporkommen legte, keine hervorspringende Thatfache; aber 1617—1618 macht er sich wieder durch die wichtigen Dienste bemerkbar, welche er im Friaulischen Kriege dem König Ferdinand II. leistete. Bald nach Beendigung dieses Krieges brach der böhmische Aufstand aus, an dessen Bekämpfung er seine ganze Thatkraft und sein Vermögen setzte. ***) Und das traurige Geschick, welches die meisten Theilnehmer, insbesondere den unglücklichen Fürsten getroffen, der es sich hatte beikommen lassen, nach der böhmischen

*) In Folge dessen machte Wallenstein mit dem für die böhmischen Reiterei mit dem gleichen Auftrage betrauten Heinrich Hieserle von Chodan im Winter 1604—1605 die Reise über das Tatragebirg durch Polen nach Prag, welche Reise dann sein Gefährte in seinen Memoiren so anziehend beschrieb. — Schebek, Wallensteiniana. Prag, 1875. (Separatabdruck aus den Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XIII. Jahrgang.)

**) Beilage Nr. 1. Dieses bisher nicht bekannte Schreiben vom 7. Jänner 1607 wird in alter Abschrift im gräflich Waldstein'schen Archive zu Prag bewahrt. Se. Excellenz Herr Ernst Graf von Waldstein hat mir hochgeneigt die Benützung dieses Archives gestattet, worauf mir der gräfliche Director Herr Joseph Ermer die einschlägigen Schriftstücke freundlichst zugänglich machte. Herr Ermer hat mich jedoch auch sonst vielfältig und auf das Förderlichste mit Rath und That unterstützt.

***) In Gindelys Geschichte finden sich manche Beispiele von dem Ungeßüm, mit welchem Wallenstein in der Verfechtung der Sache des Kaisers verfuhr. So heißt es im II. Band S. 45: „Er berief am 30. April [1619] Mittags seinen Oberstlieutenant und befahl ihm, sich noch am selben Tage mit neun Fähnlein auf den Marsch zu begeben;

Krone zu greifen, in frischem Gedächtnisse oder noch vor Augen, sollte er, seine ganze Vergangenheit verleugnend, eine Wiederholung des Schauspiels geplant haben und vor einer Felonie nicht zurückgeschreckt sein, die schuldbarer und gefährlicher gewesen wäre, als jene Friedrichs von der Pfalz! Es ist dies psychologisch nicht denkbar.

Da Ehrgeiz, sagt man, kennt keine Grenzen und Wallenstein war, das läßt sich nicht leugnen, weder von Ehrgeiz noch von Ländergier frei. Allein er war auch eine berechnende Natur und hielt vor Allem auf Sicherheit des Besizes. Beweis dafür sein unausgesetztes Streben, so weit er es nur immer vermochte, seinen Besitz zu befestigen. Wenn er bis kurz vor seinem tragischen Lebensende all sein Sinnen und Trachten auf die Herstellung des Friedens gerichtet hatte, so war wohl zuvörderst das Interesse des Reiches, mit dessen Befriedigung seine eigene große Lebensaufgabe erfüllt worden wäre, für ihn maßgebend; immerhin mag aber darauf auch das durch ein Leben voll Arbeit und Anstrengung und durch zunehmende Leibesgebrechlichkeit bedingte Bedürfniß nach Ruhe so wie die Sorge um die Vollendung der mancherlei auf seinen Besitzungen begonnenen oder geplanten Schöpfungen mitbestimmend gewesen sein.

er selbst werde ihm mit dem zehnten alsbald nachfolgen. Seine Absicht war, mit dem Regimente die ungarische Grenze zu gewinnen und da einen Paß für die Hilfstruppen, die Ferdinand aus Ungarn erwartete und die zu Dampierre stoßen sollten, offen zu halten. Der Oberstlieutenant begab sich auf den Marsch; da er aber Waldstein nicht kommen sah und dessen Absichten vermuthete und durchkreuzen wollte, weil er mit seinen Sympathien auf ständischer Seite stand, kehrte er nach Olmütz zurück. Als er am Abend daselbst ankam, wurde Waldstein über diesen Streich so wüthend, daß er auf den Ungehorsamen losprengte und ihn mit dem Degen durchbohrte, so daß er todt vom Pferde sank. Diese Entschlossenheit setzte alles in Schrecken...“ — Von seinem ausschlaggebenden Eingreifen in die für die Kaiserlichen siegreiche Schlacht bei Jablat am 10. Juni 1619 geschieht Bd. II. S. 92 Erwähnung. „Den ersten und entscheidenden Angriff führte die Reiterei aus und zwar ein wallonisches Kürassierregiment, mit dessen Anführung Albrecht von Waldstein betraut war, der nun zum erstenmale auf böhmischem Boden kämpfte; er griff den feindlichen linken Reiterflügel mit Ungestüm an und brachte ihn nach kurzem Kampfe in Unordnung.“

Angenommen jedoch, er hätte sich über die Wechselfälle eines so gewagten Unternehmens, auf Kosten des Kaisers ein neues Königthum aufzurichten, hinweggesetzt und es wäre ihm dies auch gelungen, konnte er sich der Täuschung hingeben, dasselbe würde über seinen Tod hinaus Bestand haben? Nie und nimmermehr.

Ohne männliche Leibeserben, hatte er zunächst seinen Vetter Maximilian, Sohn des Oberstburggrafen Adam von Waldstein, zum fideicommissarischen Erben eingesetzt. Was wir von demselben erfahren, berechtigt uns, ihn als einen gewandten, tapferen, lebenswürdigen Cavalier und vollendeten Hofmann zu halten. *) Als einen Mann fähig großer Entschlüsse und Thaten können wir uns ihn nicht vorstellen. Dabei war er nicht bloß der Liebling des Herzogs, sondern stand zugleich beim Kaiser in hoher Gunst, weshalb ihn der Erstere gerne zu Missionen verwendete, wenn er beim Kaiser in persönlichen Angelegenheiten etwas erreichen wollte. Ein durch Verrath am Kaiser erworbenes Besitzthum — das mußte dem Herzog klar sein — wäre von dem Grafen Max von Waldstein nicht einmal angetreten, geschweige gegen den Kaiser, dem wohl noch Andere zur Seite gestanden wären, zu behaupten versucht worden und damit würde die Schöpfung, an der er, wie man aus den bei Förster **) abgedruckten und aus vielen anderen Urkunden und Briefen ersieht, mit einer Beharrlichkeit und Vorsicht, ja Knechtlichkeit, wie nur an irgend was Anderem, gearbeitet, gleich mit seinem Tode wieder zerfallen sein. ***) Oder sollte die Nachfolge im Königreiche Böhmen

*) Beilage Nr. 11.

**) Wallensteins Prozeß vor den Schranken des Weltgerichtes. — Leipzig 1844.

***). Wenn Schiller für seinen Max Piccolomini ein historisches Vorbild hatte, so kann es nur dieser Max von Waldstein gewesen sein. Von dessen Existenz muß Schiller aus seinen historischen Forschungen her Kenntniß gehabt haben, während in den Quellen, welche ihm vorlagen, von Silvio Piccolomini, Octavios Neffen, welchen man in neuester Zeit als solches Vorbild aufstellen wollte, schwerlich eine Meldung geschieht. Für den genannten Grafen Waldstein aber spricht nicht nur der Name Maximilian, sondern auch seine Ergebenheit für das Kaiserhaus so wie die besondere gegenseitige Zuneigung, die zwischen dem Herzog und ihm bestand — Momente, welche der Dichter dann auf einen Sohn

von jener im Herzogthume Friedland und in den anderen Fürstenthümern getrennt sein? Damit wäre aber für die Sicherheit der

Piccolominis übertrug, weil er sie damit wirksamer für die Handlung des Drama zu verwenden vermochte. Wie in der Dichtung Max Piccolomini kurzweg Max oder Graf Max genannt wird, so erscheint auch in vielen Briefen der junge Wallenstein unter diesen, ein vertrauliches Verhältniß andeutenden Benennungen. Wie lieb der Herzog übrigens diesen seinen Vetter hatte, beweist außer dessen Einsetzung zu seinem Besigsnachfolger auch der Umstand, daß er, um ihn so oft als möglich in seiner Nähe zu haben, ihm und dessen Gemahlin, der in seinen Briefen oftgenannten „Katherl“, einer geb. Gräfin von Harrach, sowohl im Schloße zu Gitschin, als im Palaste zu Prag Wohngemächer einräumte. In gewisser Einschränkung hätten wir also im Max eine historische Person vor uns. Auch die Gräfin Terzky ist eine solche, nur nicht als Gemahlin des Adam Erdmann Trčka, sondern als dessen Mutter, wie sie in Sezyna Našin's Berichte, welchen Schiller in der Ausgabe von Murr sicher vor Augen hatte, geschildert wird. Dort nennt sie Graf Thurn vor Gustav Adolph „ein verständiges Weib und ihres Gleichen nit und eine gewaltige Practikantin.“ Wallenstein wieder wollte, wie es eben daselbst heißt, viel darum geben, daß sie ein Mann oder ihr Mann, der alte Trčka, so witzig wäre als sie. Die Gräfin selbst wird in dem gedachten Berichte unter Anderem also redend angeführt: „Früher hatte sich der Fürst vermessen, er wolle dem Kaiser nit mehr dienen; jezo kriecher er wie ein Krebs wiederum zurück. Sie sehe es sehr ungerne, daß das, was er mit dem Könige angefangen, zurückgehe. Sie hätte sich dessen zum Fürsten nit versehen.“ So sehen wir mit Ausnahme der Nebenpersonen lauter Gestalten auf der Bühne vorüberstreiten, die, wenn auch zum Theil unter anderem Namen, in Wirklichkeit dem Kreise angehörten, in welchem sich das im Drama dem Zuschauer vor Augen geführte tragische Geschick vollzog.

Wenn Ranke sagt, die Verbindung Wallensteins mit dem König von Schweden sei von Böhmen her durch Graf Adam Trčka und dessen Gemahlin, eine alte Dame, welche mehr Verstand und Entschluß hatte, als er selbst, eingeleitet worden, so verwechselt er die Mutter und die Schwiegertochter mit einander. Letztere war, wie allbekannt, die Gräfin Maximiliane von Harrach, eine Schwester der Herzogin von Friedland. Die Mutter Adam Trčka's jedoch, welche Sezyna Našin in so kräftiger Zeichnung uns vorführt, Maria Magdalena, im Volksmunde kurzweg Manda genannt, war eine Tochter des Ladislaus Popel von Lobkowitz auf Zbirow und Točnil und der Magdalena Gräfin von Salm. Aus ihrer Ehe mit Johann Rudolph Trčka von Lipa, einem der begüßtesten Cavaliere jener Zeit in Böhmen, entsprossen, so weit es bekannt ist, zwei Söhne und eine Tochter. Der ältere Sohn Adam Erdmann war der Schwager und treue Freund Wallensteins. Der zweite Sohn Wilhelm diente als Obrist im kaiserlichen Heere. Derselbe säumte, sobald er von der Absetzung des Herzogs Kenntniß erlangt, keinen Augenblick — Zeuge dafür ist sein Brief vom 21. Februar 1634 an Gallas (Förster Nr. 438) — seine Unterschrift auf dem zweiten Pilsner Revers zu entschuldigen. Die Tochter Elisabeth Magdalena verheiratete sich mit dem reichbegüßtesten böhmischen Herrn Wilhelm Kinsky von Tettau. Sie ist die Gräfin Kinsky, von welcher Helbig (das Historische in Schillers Wallenstein, Morgenblatt für gebildete Leser 1852. Nr. 30) und nach ihm Schäfer (Schulausgabe deutscher Classiker, Stuttgart bei Cotta 1873) irrig annimmt, daß Schiller von ihr Züge auf seine Gräfin Terzky übertragen habe. Die Witwe nach Graf Adam Erdmann Trčka vermählte sich später mit dem Freiherrn Johann Wilhelm von Scherffen-

Waldstein'schen Nachfolge in letzteren nichts gewonnen worden, denn mit dem Hochverrathe, was die Usurpation der böhmischen Krone gewesen wäre, wurde nach den damaligen Gesetzen auch der Privatbesitz verwirkt und Wallenstein hatte wohl für seine Nachfolger, aber nicht für sich die kaiserliche Begnadigung angesucht und erlangt, im Falle einer Felonie nicht an Gut, sondern an Leben gestraft zu werden. *) Alles, was er mithin erreichen konnte, war, ein Wahlreich zu gründen. Wer aber sollte ihm in demselben nachfolgen? Läßt doch Sezyna Našin, auf dessen Aussagen man hauptsächlich den Beweis für Wallensteins Pläne auf den böhmischen Königsthron stützt, einen der angeblichen Hauptkönigsmacher, den Grafen Trčka, selbst sagen: „Ich weiß nit, wann der Fürst sterben sollte, wer wohl darnach König in Behemb sein könnte.“ Nur eine grenzenlose Verwirrung wäre die Folge von Wallensteins Erhebung auf den Thron gewesen, die weder mit seinen ausgesprochenen Friedenstendenzen in Einklang gestanden, noch der ihm so sehr am Herzen liegenden Sicherung seines Familienbesitzes förderlich gewesen wäre. Und diese Eventualitäten konnte der gewöhnliche Menschenverstand voraussehen; dazu bedurfte es nicht erst des Weitblickes eines Wallenstein.

Zum Beweise seiner feindseligen Gesinnungen gegen den Kaiser

berg, welchem sie sechs Kinder gebär. Mehrere Urkunden über die Familie Trčka finden sich in der Schrift: Die Familie Trčka von Lipa auf Schloß Nachod und die Schenkung der Herrschaft Nachod an Octavio Piccolomini. Von Arnold Freiherrn von Wehhe-Eimke. Königgrätz 1872.

*) In vielen Geschichtswerken wird erwähnt, der Herzog habe für sich selbst das Recht erwirkt, im Falle der Felonie nicht an Gut, sondern an Leben gestraft zu werden. Das ist ein Irrthum, in welchen sogar Ranke noch verfällt, obwohl zu seiner Zeit das betreffende kaiserliche Patent vom 11. Mai 1627 schon authentisch (Förster: Wallensteins Prozeß, Leipzig 1644. Urkunde Nr. 14) vorlag, worin es heißt: „Und wollen, daß auf dem Fall, bei künftigen Begebenheiten, sich eine oder der andere aus mehrgemeldten Herzogen zu Friedland Successoren des criminis laesae majestatis theilhaftig oder beipflichtig machen würde, der oder dieselben nicht, wie sonst rechtlich ausgeset mit Einziehung des ermeld'ten Herzogthums Friedland oder anderer Güter, sondern am Leib und Leben bestrafet, das Herzogthum aber und die Güter auf den nach ihme folgenden ältisten Herzogen oder Fürsten fallen und stammten solle.“

und sein Haus werden auch einzelne drohende Aeußerungen, die er ausgestoßen haben soll, angezogen. Auch ihm freundlich gesinnte Historiker glauben, wohl um der Objectivität gerecht zu werden, darüber nicht hinweggehen zu können. Es zeugt das eben von der Macht einmal eingebürgerter Meinungen. Wäre Wallenstein vor den Pilsner Vorgängen gestorben, so würde man schwerlich von solchen Aeußerungen, selbst wenn sie wahr wären oder den Sinn hätten, den man ihnen beilegt, was nicht der Fall ist, Notiz genommen haben; sie würden höchstens als verzeihliche Ausbrüche eines leidenschaftlichen Naturells aufgefaßt worden sein. So aber stempelte man derlei augenblickliche Aufwallungen zu Manifestationen hochverrätherischer Absichten, ohne zu bedenken, daß er, wenn er solche wirklich gehegt, sie kaum so leicht Jemanden geoffenbart hätte. Uebrigens fehlte es auch nicht an Anlässen zur Aufwallung, denn es wurden mitunter vom Hofe Zumuthungen an ihn gestellt, die auch ein ruhigeres Temperament, als das seine, hätten außer Fassung bringen können, und zwar nicht etwa in der letzten Zeit seines Lebens, wo man ihn vielleicht absichtlich reizen wollte, sondern schon viel früher. Bereits im Anfang des Jahres 1626 gibt er, der unmöglichen Anforderungen überdrüssig, seinem Schwiegervater den Entschluß bekannt, das Commando niederzulegen und erneuert seitdem diesen Wunsch noch öfter. *)

*) Briefe Albrechts von Waldstein an Karl von Harrach (1625—1627) herausgegeben von Ferdinand Tadra (Oesterreichische Geschichtsquellen. XII. Band). Wien 1879. — Eine höchst werthvolle Bereicherung der Wallenstein'schen Quellschriften, nicht bloß wegen der Daten aus dem angegebenen Zeitraume, sondern vielleicht noch mehr deshalb, weil sich Wallenstein im vertraulichen Verkehre mit seinem Schwiegervater noch unverhüllter äußert, als er es überhaupt zu thun gewohnt war, und weil man in manchen der berührten Vorkommnisse bereits den Schatten der künftigen Ereignisse erblicken kann. Wir können es uns nicht versagen, daraus einige Belegstellen für das oben Gesagte herauszugreifen:

„Bitt auch, mein Herr wolle denen ihre disoni interrumpiren, so mich aus dem Reich haben wollen. — Nun sind zwei Ursachen, welche mich darzu moviren, ein's meine Indisposition, dann ich diesen Winter mehr gelegen als gangen, welche nun nicht wird ab — sondern täglich zunehmen, die andere Ursach ist disgusto, denn ich sehe, daß man bei Hof vermeint, daß ich diesen Krieg sollte führen und die Verlag drauf thun. Nu

Wenn nichts Anderes, so mußte das seit dem Anfang des Jahres 1633 unablässig verfolgte Streben des Herzogs nach Wiederherstellung des Friedens im Reiche Usurpationsgelüste ausschließen,

hab ich meines Erachtens mehr als zu viel gethan, indem ich diese Armee auf den Fuß gebracht, posto genommen und täglich stärken thue, mich auch um etlichmal Hunderttausend Gulden in die Schulden gesteckt. — Ich zweifel nicht, daß allerlei Discurs bei Hof wird abgeben, daß man die erlangte victori gegen den Mansfelder nicht prosequirt, des Lands sich nicht bemächtigt oder sonsten andere Progressi, die nach erlangter victori sein können, thuet. Darauf ich dann meinem Herrn diesen Bericht thue: wenn ich nicht mehr Feind, als den Mansfelder hätte, so wäre diese ihre Meinung ausbindig (?), aber ich habe... — In Summa! will man mich beim Gusto erhalten, so lasse man mich machen, denn ich unterlasse gewiß nichts, was zu Nutz Ihr Mtt. gereicht. Dächte ich so viel an meiner Seelen Seligkeit, als an's Kaisers Dienst, so käme ich gewiß in kein Fegfeuer, viel weniger in die Höl!. — Gestern hab ich etliche Schreiben, so aus des Reichshofraths Expedition feind kommen, empfangen. Die Herrn Gelehrten feind wohl gefast, Ordinanzen zu geben, aber wissen nicht, daß keine Mittel vorhanden sein, Kaisers Armee, so unbezahlt ist, auf solche Weis' zu führen. — Ich hab ein Handschreiben von Ihr Mtt. aus der Kammerexpedition bekommen, ich sollte mich außer des Lands halten und in Schlesien nicht rücken, sondern den Feind, eher er hinkommt, schlagen, auf daß die Schlesier könnten die Contributionen erlegen. Nun sehe man der Kammer wohl considerirte Ordinan! Der Feind ist in Schlesien; das Land halt mehr mit ihm als mit dem Kaiser und ich sollte außerhalb des Lands bleiben. Auch wird sich der Feind gleich, also wie sie's aufs Papier setzen, schlagen lassen und ich mit der Armee gleich hin und her marschieren können, als wann sie ein Paar Roß vor den Wagen spannen lassen, nach Hof fahren und von dannen wieder nach Haus. Ich sehete lieber, daß Ihr Mtt. Länder möchten dessen enthebt werden, denn ich habe sowohl als die Andern nichts anders als nur meiner Güter (ruina) zu gewarten, aber dieweils nicht anderst sein kann, lieber ruinirte als verlorene Güter haben. — In Summa, ich sehe daß kein Unterschied ist zwischen denen, so wohl oder übel dienen. Gott behüte mich, daß ich in solchen Labyrint weiter continuiren sollte. — Kann aber meinem Herrn in der Wahrheit sagen, daß mein' propositum zu mutiren nicht möglich ist, denn thäte ich, was man bei Hof will, so habe ich dem Kaiser den exercitum und die Länder verloren; thäte ich aber, was ich vermeine, daß ragon ist, so müßte ich mich verlieren. Daß aber nach meinem Abzug mein' Feind Campo haben werden, mir zu schaden, solches werde ich müssen Gott befehlen. — Ich hab heut des Courriers erwart mit Resolution auf meine puncti, ohne welche ich nicht dienen werde. — Ich halte gänzlich' dafür, daß man vermeint mir durch diese Sachen disgusto zu geben; man hätte dies gar nicht bedürft, denn durch dies leidet der Kaiser und nicht ich; ich vor meine Person verlang nichts anders als daheim zu bleiben. — Ich verlange doch in der Welt nichts mehr als ein Praetext zu haben und den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. — Mir ist von Herzen leid, daß ich meinem Herrn allezeit muß lamentationes zuschreiben; aber dieweils Ihr Mtt. Dienst erfordert, so kann ich nicht weniger than. — In Summa! durch das Disputiren bei Hof man erhält nichts anders, als daß man macht das Volk desperiren und die Länder ruiniren.“

denn solche hätte er doch viel eher durch Verwirrung der Dinge, als in geordneten festen Zuständen zu befriedigen hoffen können. Allein da wird wieder eine jener Aeußerungen entgegengehalten, von denen eben gesagt wurde, daß er dieselben, wenn er sie überhaupt gethan, in der Aufwallung fallen ließ: „Will der Kaiser nicht Friede machen und die Zusage halten, so will ich ihn darzu zwingen.“ Welche Unflugheit wird damit dem Herzog zugemuthet! Er bemüht sich, die protestantischen Churfürsten zu Friedensverhandlungen zu bestimmen, gesteht ihnen aber gleichzeitig, es könnte wohl der Fall sein, daß der andere Paciscent, welchen er vertritt, selber erst gezwungen werden müßte. Ranke bemerkt dazu: „Höchstens im Eifer des Gespräches kann er dies geäußert haben.“ Die folgende Untersuchung (III.) wird aber darthun, daß die Aeußerung erfunden ist.

Daß in den Verhandlungen mit den Feinden des Kaisers, mit denen ja Friedland von diesem ausdrücklich betraut war, auch von seinen persönlichen Vortheilen die Rede gewesen sein kann, soll nicht geleugnet werden. Es wäre vielmehr zu verwundern, wenn man den Versuch nicht gemacht hätte, den ehrgeizigen und mächtigen Emporkömmling durch Versprechungen zu gewinnen. Dann ist es eine aus dem Leben her bekannte Thatsache, daß, wenn Jemand zu einer außerordentlichen Stellung sich aufschwingt, Verwandte und Freunde in ihren Wünschen und Projecten für ihn oft keine Grenzen kennen, sei es weil sie durch ihn selbst vorwärts kommen oder doch in seinem Glanze sich sonnen möchten. So unwahrscheinlich wäre es daher nicht, wenn Rinsky für seinen Schwager die böhmische Krone im Sinne gehabt und Schritte zu deren Erlangung gethan hätte, obgleich triftige Gründe es bezweifeln lassen, daß diese ernstgemeint gewesen seien. Auch mag Wallenstein Ansinnen solcher Art, wenn sie ihm gemacht wurden, nicht von vornherein zurückgewiesen haben, weil sie ihm trefflich zu Statten kamen, die Absichten der Feinde kennen zu lernen, mit denen er Verhandlungen zu pflegen hatte.

Dies gehörte ja zu der damals mit Vorliebe geübten sogenannten „wälschen Praktik.“ Andererseits gibt es jedoch keinen grundhaltigen Beleg dafür, daß er diesen Insinuationen Folge gegeben oder sie auch nur einer Antwort gewürdigt hätte. Daher auch die Enttäuschung der Feinde, als die von den Zwischenträgern gegebenen Versicherungen sich nicht bewahrheiteten.

Mit den eben erwähnten Verhandlungen wegen der böhmischen Krone sind jedoch die in den Friedensverhandlungen mit Sachsen berührten Vortheile für den Herzog von Friedland nicht zu verwechseln. Diese haben augenscheinlich sich auf dessen Verlangen bezogen, für die Herzogthümer Mecklenburg mit einem anderen Reichsland entschädigt zu werden, worin Sachsen und Brandenburg den Kaiser, wenn er dem Wunsche Friedlands Folge leisten wollte, wie er es ihm laut der Instruction an Eggenberg vom 12. April 1632 *) zugesichert hatte, wirksam zu unterstützen vermochten. Deshalb waren diese Ansprüche einen Gegenstand der Friedenstractate zu bilden bestimmt, was um so weniger befremden darf, als Wallenstein neben seiner Stellung als kaiserlicher Generalissimus auch die eines deutschen Reichsfürsten einnahm.

Für die Forderung, daß Wallenstein nach den Verhältnissen seiner Zeit, nicht nach den heutigen Anschauungen zu beurtheilen sei, haben wir einen recht hervorspringenden Fall an dem Pilsner Bündnisse.

Das Heer, welches Wallenstein befehligte, war nach dem Gebrauche jener Zeit ein geworbenes, in der Weise, daß die Compagniechefs Compagnien und die Obristen und Generale ganze Regimenter aufgebracht hatten. Nur trat hier noch das Eigenthümliche hinzu, daß der Herzog für diese Verpflichtungen selbst einstand und

*) Hans von Zwiédineck-Südenhorst: Hans Ulrich Fürst von Eggenberg. Wien 1880. Seite 199.

sich diesfalls mit dem Kaiser unmittelbar absand. *) Wenn er mit-
hin, als im Dezember 1633 bezüglich der Winterquartiere von Wien
Anordnungen, die ihm für die Armee verderblich erschienen, erflossen
und ihm die Mittel für deren Unterhalt vorenthalten wurden, die
Generäle und Regimentscommandanten zu einer Berathung einberief
und diese sich ihm dabei unbedingt verpflichteten, so darf zu richtiger
Würdigung dieses Schrittes nie seine Doppelseigenschaft außer Acht
gelassen, d. i. er darf nicht lediglich als bestellter Oberfeldherr, son-
dern er muß zugleich als Partei, als eine Art Condottiere in großem
Maßstabe, aufgefaßt werden.

*) Daher auch die Aeußerung des Herzogs Heinrich Julius von Sachsen-Lauenburg
bei der Zusammenkunft in Pilsen: „daß in solchem Fall sich ein Anderer wohl auch zu
eines Generalats Dignität könnte berufen lassen, um viel ehrliche Leute durch seine parola
in Schaden zu führen, daß, wann er sähe, es an das *præsta parola* gehe, er durch Re-
signation den Kopf aus der Schlinge ziehen wolle.“

Bemerkenswerth in dieser Beziehung ist ferner das, was Bischof Anton am 26. April
1633 Wallenstein schreibt: „Mit sonderbarer Satisfaction haben Ihr kaiserl. Maj. aus
Euer Liebden Schreiben vernommen, daß Dieselbe auch ohnerachtet das Volk die drei
Monatsold noch nit habe, sich resolvirt auf Ihre parola dasselbe zusammen und wieder
an Feind zu führen; und wollen gewißlich Ihr Maj. alles Ernst darob sein, damit die
versprochene Contentirung ehist als immer möglich erfolgen thue.“ (Hallwich: Wallensteins
Ende. Nr. 345.)

In den oben bezogenen Briefen Wallensteins an Karl von Harrach kommen aus
den Jahren 1625—1627 auch zahlreiche Bemerkungen vor, welche das eigenthümliche
Verhältniß kennzeichnen. Es sei gestattet, einige davon beizufügen:

„Wann ich gezahltes Volk hätte, so wären mir 20.000 Mann lieber als auf diese
Weis 60.000; aber dieweils nicht ist, man muß *à la desperata* gehen und nehmen, was
man bekommen kann. — Mein Herr hat mir geschrieben, daß man auf das Wasser hat
20.000 Strich Korn geben, so berichtet ich ihn, daß das Korn nicht Ihr Mtt., sondern
mein eigens ist; drum bitt ich, daß man von Ihr Mtt. Korn die 60.000 Strich bald
herabschickt. — Dann der Kaiser hat nicht Mittel zu kriegen und dies Wesen ohne Geld
kann kein Bestand nicht haben; drum begehrt ich nacher davon. — Hätte das Geld und
die Mittel, so der Herr Graf von Tilly hat, Krieg zu führen, so wäre ich in viel Puncten
ihrer Meinung, aber dieweil ich's nicht hab, so muß ich ein' andern modum brauchen. —
Die böhmische Kammer haben den Schiffmann nicht gezahlt, der das Getreid hat herunder
geführt; er hat das Getreid zu Dresden arrestirt, also daß sehr drauf gereget hat und
das Getreid ausgewachsen, also daß man's nicht wird gebrauchen können. Um Gottes
willen mache man doch einmal an jemanden Demonstration, denn sonst ist nicht möglich,
daß ein *Galanthomo* ohne Verlust seiner Ehren auf solche Weis dienen kann. Ich
berichte dem Herrn, daß von des Kaisers Getreid noch kein einziges Körnle herkommen
ist; das hat sollen das erste sein und ist verdorben. Wird man mir kein Munition

Bei der Natur der geworbenen Heere, bei denen die Dienstpflicht nicht auf der allgemeinen Staatsbürgerpflicht, sondern auf einem Vertrage beruhte, und bei der häufig stockenden Soldzahlung und überhaupt sehr mangelhafter Militärverwaltung jener Zeit waren Aeußerungen der Unzufriedenheit und selbst Auflehnungen der Soldatesca nichts Seltenes. Ein eclatantes Beispiel hatte sich zehn Monate vor der Pilsner Manifestation bei der protestantischen Armee ergeben, indem die Obristen und Befehlshaber im Namen aller Officiere und Soldaten der Armee eine von ihnen unterschriebene Beschwerdeschrift vom 20. April 1633 an den Herzog Bernhard von Weimar und den Reichskanzler Oxenstierna richteten, die von folgender Drohung begleitet war:

„If widrigen unverhofften Fall und inner solchen Zeit die richtige Auszahlung und Contentirung nicht erfolgen sollte, wolle man die Obristen und ihre unterhabene Soldatesca nicht verdenken, daß sie an den Feind nicht weiter

her schicken, so hab ich gar auf eine kurze Zeit zu schießen; wird man aber kein Geld schicken, so ziehe ich nicht allein ins Feld nicht, sondern ist sich zu bejorgen, daß die Soldatesca ein anders partito wird vor die Hand nehmen. — Was ich vor gusto und Nutz bei diesem Dienst hab, kann mein Herr leicht erachten, denn ich hab allbereit etlichmal Hunderttausend von dem Meinigen zugesetzt und bei 500.000 Reichsthaler vor den Kaiser erhalten. — Ich thue gewiß mehr bei der Sach als mancher, der die Armee bezahlter hätte; weiß nicht, was ich auf die Zeit vor ein Dank darvor bekommen werde. — Bitt derowegen um wirkliche Vernehmung wegen Profant, denn die Hofkammer expetirt einen allein mit Worten. — Ihnder muß der Kaiser denken, daß er nicht Mittel hat, den zehnten Theil dieses Volks zu bezahlen. Drum muß man à la desperata gehen; siegen wir ob, so werden wir uns wohl zahlen machen von denen, so es nicht vermeinen; sollen wir uns aber verlieren, so ist besser, daß wir uns mit großem als mit kleinem Haufen verlieren. — Ich hab das Meinige gethan; mehr kann ich nicht than, sondern bitt' mein Herrn ganz dienstlich, er woll Ihr Mtt. sagen, daß mir unmöglich ist, ein General-Amutinament zu verhüten; ich hab zeitlich und oft genug deshwegen avisirt; bitt derowegen nochmals um Remedirung; wo nicht, so hoffe ich, daß Ihr Mtt. mich werden vor entschuldigt halten, denn ein Unterschied ist mit unbezahltem Volk auf den Quartieren zu sein und ein Unterschied zu Feld. — Dahie in Ungarn hab ich noch kein Lable Brod bekommen; bitt nochmals um wirkliche Befürderung, auf daß die Soldaten in Desperation zu gerathen nicht Uriach hätten. — Betrachte allein Ihr Mtt. Dienst, denn dero Glück und Ruin consistirt in guter oder böser Affection der Armee. Drum bitt ich, man remedirt, denn wir spendiren Gut und Blut nicht wegen unser, sondern wegen des Kaisers und des Königs.“

avanciren, besondern dahin bedacht sein, wie sie sich und ihre unterhabene Soldatesca in und bei den eroberten Ländern als einer rechtmäßigen, ihnen allseits vor ihren Sold haftende hypotheca halten, und sich dabei erhalten und manutreniren, massen sie allseits sich hiermit dahin verbinden und vereinigen, wie auch nicht weniger, daß, wie jezo bei einander begriffen, also in einem corpore verbleiben, und sich vor obgesuchten völligen Contentirung nicht separiren, noch von einander führen lassen wollen, Alles, wie obgesetzt, bei gräßlichen, ritterlichen, Soldaten-Ehren, Glauben und wahren Worten, getreulich, ufrichtig und sonder Gefährde u. s. w. *)

Das Abweichende des Pilsner Bündnisses von dem eben erzählten Acte der Selbsthilfe bestand nur darin, daß die Befehlshaber nicht Abstellung ihrer Beschwerden verlangten, sondern, von der Überzeugung ausgehend, daß sie, so lange der Herzog an der Spitze der Armee bleibe, auf Befriedigung ihrer Ansprüche sicher rechnen durften, von demselben lediglich die Zuriücknahme seiner Resignation erbaten und sich dagegen, nicht ohne Bezugnahme auf des Kaisers Dienst, feierlich verpflichteten, bei ihm ehrbar und getreu zu halten. Es kam daher Alles auf seine Entschlüsse an. Erfahren hatte er bereits, daß, den mit ihm getroffenen Vereinbarungen zuwider, Theile der Armee von seinem Commando losgelöst und dem spanischen oder bayrischen Befehle unterstellt worden waren; er wußte auch, daß seine Feinde wieder besonders thätig an seinem Sturze arbeiteten. In welcher Weise er sich dagegen schützen würde, das war aber den Obersten nicht eröffnet worden und vielleicht hatte er selbst darüber noch keinen Entschluß gefaßt. Welcher Tadel daher immer den Vorgängen in Pilsen vom Standpunkte der militärischen Disciplin anhaften mag, als Hochverrath können sie nicht gebrandmarkt werden. Laut eines Briefes des Grafen Gallas an Piccolomini vom 1. Februar 1634 sagte er selbst: „Er verlange einen Ersatz für das Herzogthum Mecklenburg, Sicherstellung für sich und uns alle Andern, damit ihm nicht statt einer Belohnung ein Affront widerfahre, so wie Befriedigung der Armee.

*) Förster. Briefe Wallensteins III. S. 157.

... . Anderes, fügt Gallas bei, vernehme ich nicht von Sr. Durchlaucht.“ *) Mit Ausnahme etwa derjenigen Officiere, die schon vorher von der dem Herzog feindlichen Partei gewonnen waren, scheint der Pilsner Schluß im Heere als nichts Verhängliches betrachtet worden zu sein. Auch in Wien scheint man den Vorgang im ersten Augenblicke nicht so ernst genommen zu haben. Doch die Gelegenheit war zu günstig und die Gegenpartei zu schlau, um sie nicht zur Ausführung ihrer längst geschmiedeten Pläne zu benützen.

Wie auf die Beachtung der psychologischen Momente und der Zeitverhältnisse, so kommt bei der Frage von Wallensteins Verrath auch viel auf das Verfahren an, welches bei der Untersuchung eingeschlagen wird.

Da Alles, was bis jetzt von den Gegnern Wallensteins veröffentlicht wurde, die Zweifel an der Schuld nicht zu beseitigen im Stande war, so wird derjenige, welcher seine Gedanken auf das „Schuldig“ gerichtet hat, wohl die Auffindung des von Schiller vermißten und seitdem noch immer nicht zum Vorschein gekommenen Documentes abwarten müssen, „welches die geheimen [d. i. verrätherischen] Triebfedern seines Handelns aufdeckt.“ Nicht in gleicher Lage befinden sich Diejenigen, welche der entgegengesetzten Ansicht huldigen. Denn was für ein Document sollte es sein, das den Beweis für die Nichtschuld enthielte? Von Wallenstein selbst kann ein solches nicht herrühren, da man ihn bis kurz vor seinem Lebensausgang eines Verrathes nicht geziehen und er daher auch keinen Anlaß hatte, sich gegen eine solche Anschuldigung zu vertheidigen. Was er und seine vertrautesten Adhären ten noch in den letzten Stunden ihres Lebens zu ihrer Rechtfertigung thun konnten, haben sie nicht unterlassen. Sie haben sich in Gemeinschaft mit vielen anderen Befehlshabern in dem Protocolle vom 19. Februar (Hallwich Nr. 1070) und in

*) Dr. Hallwich: „Wallensteins Verrath“ (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XVIII. Nr. 1. Prag 1879).

dem Reverse vom 20. Februar 1634 (Nr. 1071) gegen die einzige ihnen zur Kenntniß gekommene Anschuldigung, als hätten sie mit dem Pilsner Bündnisse vom 12. Jänner etwas gegen die kaiserliche Hoheit oder die Religion im Schilde geführt, nachdrücklich und feierlich verwahrt, und einem nach der Hand zur Verantwortung gezogenen anderen vertrauten Parteigänger, dem Grafen Hans Ulrich von Schaffgotsch, war nicht einmal die Folter vermögend, eine den Herzog gravirende Aussage zu erpressen. Von anderen Personen konnten, falls ein Verrath ihm fälschlich angesonnen worden, nur sehr wenige dies wissen. Diese aber mußten selbstverständlich das größte Interesse haben, nichts davon verlauten zu lassen, weil sonst ihre eigene Schändlichkeit an den Tag gekommen wäre. Es öffnet sich somit kaum ein anderer Weg, den Beweis für die Nichtschuld zu erbringen, als die Richtigkeit der Anklage darzulegen.

Die Ankläger werden demnach zu den bei aller Massenhaftigkeit doch unzulänglichen Anklageschriften noch fortan neues Beweismaterial suchen müssen, wobei sie vorzugsweise auf die Archive jener Staaten, mit denen Wallenstein verrätherische Unterhandlungen gepflogen haben könnte, — jene zu Dresden, Berlin, Stockholm und Paris, ihr Auge werfen werden. Die Vertheidiger dagegen werden zwar auch nach neu auftauchenden urkundlichen Behelfen begierig greifen, jedoch nicht in der Hoffnung, daraus einen directen Beweis für die Nichtschuld herleiten zu können, sondern um Anhaltspuncte zur Widerlegung der Anklagen zu gewinnen. Vor Allem besteht aber die Aufgabe der letzteren darin, durch Analysis der Anschuldigungen, durch Auffuchung der Quelle von jeder einzelnen und Prüfung der Lauterkeit derselben, durch Entgegenhaltung mit anderweitig feststehenden Thatfachen oder sonst unzweifelhaft Gegebenem, durch Prüfung der Logik in den Schlußfolgerungen, kurz durch kritische Untersuchung die Grundlosigkeit der Beschuldigungen nachzuweisen.

Das ist für den Geschichtschreiber, welcher den ganzen ungeheuren Stoff zusammenzufassen, zu gestalten und geistig zu durchdringen hat, wohl schier eine Unmöglichkeit. Da muß also die Einzelnsforschung helfend eintreten. Diese würde aber, auch ohne die neuen archivalischen Aufschlüsse, schon längst in der Schuldfrage sowohl, als in anderen bislang noch nicht aufgeklärten Partien aus dem Leben Wallensteins ein bedeutendes Stück Arbeit gethan und so den Kreis des zu Erforschenden immer mehr verengt haben, wenn sie die Anschuldigungen, anstatt sie einfach hinzunehmen oder zu verwerfen, kritisch untersucht hätte.

Allein erst in unseren Tagen ist, und zwar von Ranke, der Versuch gemacht worden, den Quellen selbst, auf welche die zeitgenössischen Anklagen zurückzuleiten sind, zu Leibe zu gehen; doch nur sehr schüchtern und behutsam, gleichsam nur mittelst Betasten, nicht mit dem Sezirmesser. Zur Blosslegung der Unhaltbarkeit jener Schriften wird aber des Sezirmessers nicht zu entrathen sein. Um die Punkte, wo es einzusetzen ist, ausfindig zu machen, wird man sich stets die Gegnerschaft Wallensteins vor Augen halten und auch die Ursachen klar machen müssen, durch welche er sich dieselbe zugezogen hat.

Er war namentlich während seines zweiten Generalates mit Vollmachten ausgestattet, die, obgleich bis heute ihrem genauen Inhalte nach noch nicht bekannt, jedenfalls so außerordentlich waren, daß ein solches Verhältniß in einem geordneten Staatswesen und unter einem kräftigen Regenten gar nie hätte entstehen können. Nun hing aber im Reiche, wo die Vielstaaterei in üppigster Blüte stand und überdies große Staatenverbände, wie die katholische Liga und die protestantische Union, einander gegenüber standen, der Kaiser viel mehr von den Fürsten, als diese von ihm ab; die kaiserlichen Erblande wieder waren durch die Religionswirren und die ständischen Präensionen, zum großen Theile sogar durch offenen Aufruhr und

Abfall im Innersten zerklüftet und Ferdinand II. war zwar, wofür man ihn immer gehalten, ein glaubensstarker, aber auch, worüber wir erst durch Gindely *) recht aufgeklärt worden sind, ein äußerst willens- und regierungsschwacher Herrscher. Diesem mußte es daher in hohem Grade willkommen sein, einen Mann voll Geist und Kraft zu finden, der ihm den schwersten Theil der Regierungsgeschäfte, die Vertheidigung seiner Länder gegen äußere und innere Feinde, abnahm, und das unter Bedingungen, wodurch die zerrütteten und überdies durch des Kaisers Freigebigkeit gegen seine Günstlinge und mancherlei Privatpassionen angegriffenen Staatsfinanzen nicht allzusehr in's Mitleiden gezogen wurden. Und so war es auch. Ferdinand vergalt die seltenen Dienste, die ihm sein Kriegs- und Friedensfürst leistete, nicht allein mit hohen Ehren und Begnadigungen, sondern auch mit seinem Vertrauen, das er ihm über die Zeit seiner ersten Entsetzung bewahrte.

Wie kam es, daß endlich der Kaiser doch wankend und der früher von ihm so hoch Begünstigte in einen titanengleichen Sturz verwickelt wurde?

Es gab eben Personen, welche unter dem schwachen Kaiser selber regieren wollten, was ihnen jedoch in dem Maße, als sie es wünschten, versagt blieb, so lange Friedlands starke Hand die Zügel führte. Dazu gesellten sich Andere, die ihm aus Neid und Mißgunst, aus Furcht, aus Eigendünkel, aus Rache für erlittene Zurechtweisungen oder aus anderen ähnlichen Triebfedern feindlich gesinnt waren. Es war das keine ungefährliche Gegnerschaft. Befand sich doch der Hofkriegsrathspräsident Graf Schlik in derselben und stand ihr sogar der Thronfolger, der König von Ungarn, nicht fern, welcher vor Begierde brannte, selbst das Commando zu führen. Eine sehr mächtige Stütze hatte diese Hofpartei an Maximilian von Bayern, dessen Agenten fleißig zu schüren angetrieben wurden, weil

*) Geschichte des dreißigjährigen Krieges. II. Band.

ihm vor den seinen Tendenzen zuwiderlaufenden Plänen Wallensteins bangte oder weil letzterer, welcher ihn genau kannte, ihm nicht jederzeit, wo er um seine Hausmacht zitterte, gleich zu Hilfe eilte. *) Als vollends auch Spanien sich zu Wallensteins Feinden schlug, da hatte dieser wohl alle Ursache, auf seiner Hut zu sein. Wie es scheint, kannte er die Gefahr nicht in ihrer ganzen Größe oder er lernte sie zu spät kennen; sonst hätte er unmöglich die Friedensverhandlungen des Jahres 1633 sich so lange hinschleppen lassen können, ohne gleichzeitig den Krieg mit Energie fortzuführen, da nur entscheidende Erfolge nach der einen oder anderen Richtung ihm wieder

*) Nach den Briefen an Karl von Harrach hatte Wallenstein schon in den Jahren 1625—1627 keine günstige Meinung von dem bayrischen Churfürsten, weshalb er demselben schon zu der Zeit, wo er noch äußerlich auf gutem Fuße mit ihm stand, mit Mißtrauen begegnete, wofür nachstehende Stellen sprechen:

„Wir haben schon genug wegen des Bayern Ungelegenheit ausgestanden. Ist nicht ragon . . . (?), daß man ihn mächtiger auf Kaisers Unkosten macht. — Ich höre, daß der Bayer des Tiefenbachs, Wietenhorst und Collalto wie auch Sachsen Regimenter begehrt hat; ist kein Narr nicht drum, aber ich wäre ein' bestia, wann ich drein verwilligen thäte. Nicht ein Augenblick wollte ich bleiben, denn ich bin gewohnt, dem Haus Österreich zu dienen und nicht von der bayrischen Servitut sich strapaziren lassen. — Denn gewiß der Kurfürst aus Bayern ist besser vor sich als vor uns. — Dies kommt allein von Bayern denn er will nicht, daß der Kaiser mächtig im Reich ist; drum sucht er alle Mittel, zu impediren. — Der aus Bayern hat die andern Kurfürsten an sich gehend, wollte gern solches verhindern; der Pöffen aber wird ihm nicht angehen, denn er wollte allein gern dominus dominantium im Reich sein.“

Dem Grafen Tilly scheint dagegen Wallenstein freundlich gesinnt gewesen zu sein, denn er schreibt über ihn im Juli 1626: „Er vor sein Person ist gewiß gut und willig; es kommen ihm aber seltsame Ordinanzen von München zu.“ — Über den Sieg bei Lutter drückt er seine aufrichtige Freude in den Worten aus: „Aus meines Herrn Schreiben hab ich vernommen wegen der glückseligen victori, so unser Herr dem Herrn Gen. Tilly wider Ihr Mt. Feind verliehen hat; ihm sei Lob und Dank gesagt.“ (Wie stimmt das zu dem, was Retin a. a. O. S. 7 meldet, daß Wallenstein, als ihm die Nachricht von diesem Siege zukam, „ein Trinkglas, das er eben in der Hand hielt, im heftigsten Aerger auf den Boden geschleudert habe?“)

Was man somit von Mißgunst und Eifersucht des Herzogs gegen Tilly erzählt, entbehrt der thatsächlichen Unterlage. Wenn später mitunter Mißhelligkeiten entstanden, so mögen sie zumeist auf das Verhalten des inzwischen gegen den kaiserlichen Feldhauptmann auf das äußerste argwöhnisch gemachten Churfürsten von Bayern zurückzuführen sein. Trotz solcher Mißhelligkeiten blieb jedoch das persönliche Verhältniß der beiden Feldherren zu einander ein gutes, bis der Tod es löste.

einen festen Halt gegenüber den auf seinen Untergang lauernden geheimen Feinden zu gewähren vermochten. Auf wie lange? Das ist allerdings die Frage. Denn diese hätten nie geruht. Immer wieder wären die Angriffe gegen ihn erneuert worden. Wären Regensburg und Pilsen vorübergegangen, so hätten sich andere Anlässe gefunden.

So zahlreich und mächtig aber auch die Gegnerschaft Wallensteins war, so ist es doch fraglich, ob es ihr gelungen wäre, ihn zu Fall zu bringen, wenn es nicht einen wie vom Schicksal heraufbeschworenen Widersacher gegeben hätte, welcher ohne Unterlaß an seinem Untergange arbeitete und mit der List und Tücke eines Höllengelstes die feindlichen Elemente wachrief und leitete. Es spricht nicht zum wenigsten für das Geschick dieses Mannes, daß sein verhängnißvolles Wirken bis heute so gut wie unbekannt geblieben. Wir wollen ihn aber aus dem Verstecke, in das er sich zu verbergen wußte, herausreißen. Es ist Wilhelm Graf Slavata — derselbe, dessen Fenstersturz das Signal zum dreißigjährigen Kriege gegeben. Ihm vor Allen gebührt der Ruhm, Wallenstein gestürzt zu haben; er ist die Urquelle der Verfälschungen seiner Geschichte und ihm vornehmlich hat Schiller den Stoff zu den Charakterschilderungen in seinem dramatischen Gedichte entlehnt.